

Willaumer Merkur

Publikations-Organ sämtlicher Behörden von Willau I und II.

<p>Erscheinungstage: Erscheint wöchentlich zweimal und zwar Mittwoch und Sonnabend. — Annoncen-Nachnahme bis Dienstag resp. Freitag mittags 12 Uhr zum Preise von 15 Pfg. für die Korpuszelle</p>	<p>Verantwortlicher Redakteur: Buchdruckermeister Walter Morr. Redaktion, Expedition und Annoncenaufnahme: Willau, Poststraße.</p>	<p>Abonnementspreis pro Quartal (incl. der Sonntagsbeilage „Der Bettspiegel“) für Hiesige 1,10 Mark frei ins Haus 1,30 Mark, für auswärtige 1,40 Mark bei allen Postanstalten.</p>
<p>Mittwoch, den 3. Juli</p>		

Vor hundert Jahren.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. In surchtbarer Anschaulichkeit ist die Wahrheit dieses Wortes vor hundert Jahren erwiesen worden. Damals stand Napoleon auf der Höhe seiner Macht. Das gewaltigste, glänzendste Heer, das die Weltgeschichte bis dahin gesehen hatte, folgte seinem Willen, der dahin ging, Rußland unter seine Botmäßigkeit zu zwingen. Fast ganz Europa, das Napoleon untertänig war, verkörperte das Riesenhier, das vor hundert Jahren in schier endlosen Reihen über die russische Grenze strömte. Da waren außer dem Kern der Franzosen Vertreter: Oesterreich, Preußen, Sachsen, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen, Polen, Holland, Italien, Spanien. Die „Große Armee“ wurde das napoleonische Heer von 1812 genannt. Etwas Unerhörtes, Ungeheuerliches bedeutete sie den stammenden Zeitgenossen; in ihrem nie gesehenen Umfange schien sie etwas überwältigend Großes zu künden. Glaubte man doch, der große Komat im vorausgegangenen Jahre hätte mit seinem riesigen Flammenschweif bereits auf das zu erwartende Große vorbereitet. Die Unüberwindlichkeit Napoleons schien die „Große Armee“ zu bezeugen. Aber ihr Schicksal wurde zum Zeugnis des Gegenkitts: denn das Weltgericht sprach durch sie das vernichtende Urteil. Als das Jahr vor

hundert Jahren abgelaufen, war der Anfang vom Ende der Gewalt Herrschaft des übermächtigen, weltbeherrschenden Korsen gekommen. Von der „Großen Armee“ blieb Ende 1812 nur noch der Name, mit dem fortan, besonders im Gedächtnis unseres Volkes, sich das Walten des Gottesgerichts verknüpft. Vieles hat zum Untergange der „Großen Armee“ zusammengewirkt. Zu allererst und zumeist die Unzulänglichkeit der Unterhaltung einer solchen Miesenarmee, die unabsehbar weite und öde Strecken Frindezland zu durchziehen hatte, die arm an Menschen wie an Lebensmitteln waren. Mit den Verkehrsmitteln, die vor hundert Jahren gegeben waren, ohne Eisenbahnen, womit heute die Schwierigkeiten der Verpflegung auf große Entfernungen überwunden werden können, ließ sich die Aufgabe nicht bewältigen, ein Heer von 600000 Menschen auf Monate hinaus mit alledem zu versorgen, dessen es zur Kampffähigkeit und Schlagfertigkeit bedürfte. Die Nachfuhr zur Befriedigung der Heeresbedürfnisse mußte um so unzureichender werden, je weiter sich die rasch vorwärts wälzenden Heeresmassen von den Gebieten entfernten, von wo aus die Verpflegung vorgenommen werden mußte. Daß der Kaiser der Franzosen, als er als „Sieger“ in das heilige Moskau einzog, unmittelbar kaum noch über 100000 Mann

verfügte, war im wesentlichen eine Folge der mangelhaften Ernährung und Unterhaltung sowie der sich hieraus ergebenden Loderung der Mannszucht, die in volle Zuchtlosigkeit überging. Schon auf dem raschen Vormarsche hatte es Massen von Nachzügeln gegeben. Auf dem Rückzuge, nach dem Brande von Moskau, wuchs dann die Zahl derer, die sich von ihren Truppenteilen trennten und auf eigene Faust zu versorgen suchten, ins Ungemessene. Dazu kam, daß die Unterbefehlshaber der Selbstständigkeit durch Napoleon entwöhnt, zum großen Teile verlagten und die von ihnen begangenen Fehler durch die überragende Feldherrngröße des Kaisers nicht mehr ausgeglichen werden konnten. Und zuletzt gestellte sich dann noch zu den Feinden Napoleons die ungewöhnlich grimme Kälte des Winters vor hundert Jahren; die die Leiden und Entbehrungen des mehr und mehr dahinschwindenden Heeres ins Graufige steigerte. Um aber die Vernichtung der stärksten Armee, die Napoleon aufgebracht hat, völlig zu verstehen, darf schließlich nicht vergessen werden, daß zu ihrer Größe ein Wesentliches fehlte: die sittlichen Kräfte, die innere Einheit und festen Zusammenhalt verleihen. Zur reichlichen Hälfte bestand die „Große Armee“ aus Truppen, die nicht von vaterländischer Begeisterung erfüllt waren, nicht vom Glauben an das Recht und die

Der Schein trägt.

Erzählung nach dem Englischen von Clara Heinau.
11. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)
Er zuckte die Achseln und lachte, aber es war kein angenehmes Lachen. Raymonds unerwartetes Erscheinen hatte ihn aus der Fassung gebracht, er war nicht so undurchdringlich wie sonst. Wieder blickte er angelegentlich seinem Vater und Bruder nach, und ich schaute durch die Glastür nach derselben Richtung. Herr Paulissen sprach jetzt sehr ernsthaft mit Raymond. Es machte fast den Eindruck, als ob er es sei, der erklärte, plädierte, protestierte, vielleicht auch bitte. Er blickte mit solchem Eifer in des Sohnes Gesicht, und der Sohn schritt an seiner Seite, starr und hochaufgerichtet, fast über ihn wegschlendend, wie einer, dem schweres Ilavrecht geschwehen, das er nicht so rasch vergeben kann und will.
8. Kapitel.
Raymond Paulissen hielt Wort. Er ließ sich nicht bewegen nochmals ein Pensionat oder auch ein Stollek zu besuchen, und sein Vater besaß nicht Charakterstärke genug, um ihn dazu zu zwingen. Es war leichter, wenn auch nicht klüger, ihn sich selbst zu überlassen. Sein Wille dominierte wieder einmal, Zwar wurde der Privatlehrer noch einmal erwähnt — es wurde angedeutet, daß er nach Weihnachten

eintreffe, aber niemand glaubte daran, Raymond selbst am allerwenigsten.
„Rassen wir dem Jungen noch ein wenig seine Freiheit“, sagte Herr Paulissen eines Tages zu seiner Frau, er wird des Nichtstuns bald müde werden.“
„Das glaube ich durchaus nicht“, war die gelassene Erwiderung.
„Er ist ein unruhiger Geist, in seinem Alter war ich genau so. Aber verlaß Dich darauf, er wird bald wieder etwas tun.“
„Ja. Ruhe anrichten.“
Dieses Gespräch fand etwa zwei Wochen nach Raymonds unerwarteter Heimkehr statt, und es war offenbar, daß er es bis jetzt nicht verstanden hatte, sich bei seiner Stiefmutter beliebt zu machen. Sie mochte ihn nicht leiden und war in seiner Gegenwart merkwürdig schweigsam oder mürrisch. Sie machte ihm keine Vorschriften, wie sie bei ihrem Gatten oder manchmal selbst bei Guido tat, sie ließ ihn einfach in Ruhe, fast als ob sie sich vor ihm fürchte.
Raymond und ich nahmen unsere früheren freundschaftlichen Beziehungen nicht so ganz wieder auf. Anfangs hatte er zwischen mir und Guido gestanden; es hatte fast den Anschein gehabt, als bemühe er sich, mich von meinen Studien abzuziehen und zu seinem Gefährten zu machen. Zu meiner Ueberraschung jedoch

war Guido ihm entgegengetreten.
„Daß dem Jungen die Gelegenheit zu lernen“, hatte er mit einer bei ihm ungewohnten Wärme gesagt, „Du bist der Letzte, der ihm im Wege stehen sollte.“
„Was könnte ein Sonderling wie Du ihm nützen?“ hatte Raymond ironisch gefragt.
„Jedenfalls werde ich ihm nicht schaden“, war die bedeutungsvolle Antwort gewesen.
„Aber ich vielleicht — willst Du das andeuten?“
„Ja.“
„In welcher Weise?“
„Du wirst schuld daran sein, daß man ihn aus dem Hause weist, das man ihn dem Armenhaus übergibt, vor dem Du ihn gerettet zu haben glaubtest.“
„Wie? Hast jene Frau Vertie so sehr?“ fragte Raymond nach kurzem Nachdenken.
„Sie haßt uns alle“, war Guidos ruhige Entgegnung.
Raymond warf den Kopf zurück und lachte laut.
„Bei Gott — ja. Warum sollte sie auch nicht? Wir stehen ihr im Wege. Wir halten den Stein vorm Rollen auf.“
„Wie meinst Du das?“
„D, frage mich lieber nicht. Ich meine nie, was ich sage — und ich meine nie etwas